

Grauroter Morgen

Leseprobe

Ich laufe durch endlose Straßen, ohne Ziel.

Der Abend zieht herauf. Da vorn ist die Stadt zu Ende. Ich muss kilometerweit gegangen sein. Die Sonne ist ein goldener Mond, umgeben von einem gelbgrünen Hof. Sie ist eingerahmt von sanften Hügeln, die sich violett färben, während sie untergeht. Der Rand der Sonne steht direkt hinter den Bergen, minutenlang, dann versinkt sie vor meinen Augen.

Einen Augenblick lang stehe ich regungslos und beobachte den Sonnenuntergang, dann wende ich mich wieder der Stadt zu. Langsam gehe ich den gleichen Weg zurück.

Vor dem Bahnhofsgebäude finde ich mich wieder. Durch den schwarzen Bogen gehe ich in die Bahnhofshalle. Sie liegt leer und dämmrig unter dem hohen Glasgewölbe. Hier und da ein paar vereinzelte Leute, sie sitzen wie leblos da oder stieren vor sich hin. Im Säulenschatten hinter der Paketannahme schläft auf einer Bank ein Zeitungs- und Lumpenhaufen, ohne Kopf und Beine.

Eine Weile irre ich zwischen all den Fremden hin und her, niemand nimmt Notiz von mir. Was habe ich hier eigentlich zu suchen?

Früher einmal, in einem anderen Leben, bin ich mit Leo schon hier gewesen. Wir sind mit dem Bus in diese Gegend gekommen. Warum, weiß ich nicht mehr. Dann sind wir mit der U-Bahn zurück gefahren, und Leo erzählte mir, dass vor kurzem hier jemand unter eine U-Bahn gestürzt sei, eine junge Frau. Niemand wusste, ob es ein Unfall oder Selbstmord gewesen war.

Diese Geschichte hat mich damals völlig verstört. Es muss grauenhaft sein, von einem Zug überfahren zu werden. Es ist ganz schnell vorbei, sagte Leo, aber das konnte mir das Grausen vor so einem Tod nicht nehmen.

Immer, wenn ich eine U-Bahn sehe, muss ich an diese arme junge Frau denken, und es schaudert mich. Ich setze mich auf eine Bank in der Halle, meine Füße tun mir weh, mein Rücken ebenfalls. Mein dicker Bauch ist mir schon eine rechte Last.

Am anderen Ende der Bank sitzt eine Frau mit einer Einkaufstasche auf dem Schoß.

„Geht es Ihnen nicht gut, liebes Kind? Kann ich helfen?“

Ich schüttele den Kopf, sie soll mich in Ruhe lassen. Ich will nicht mit fremden Leuten reden.

„Wollen wir zusammen eine Tasse Kaffee trinken, da vorne an dem Kiosk?“ fragt sie freundlich.

Ich schüttele wieder meinen Kopf, stehe auf und gehe davon. Im nächsten Augenblick stehe ich wieder auf der Straße. Es ist kühl geworden, der Abend ist da.

Wo soll ich hin?

Zum ersten Mal stelle ich mir die Frage. Mir wird klar, dass ich kopflos und ohne zu überlegen davon gerannt bin. Ohne Sinn und Ziel. Und ohne Geld? Ich taste in meinen Jackentaschen herum, meistens hab ich doch Geld bei mir, und so ist es auch. Ich ziehe die kleine Geldtasche hervor, sie ist voll mit Geldscheinen. Also könnte ich mich in einen Zug setzen und wegfahren. Aber wohin? Und was käme dann? Ich habe niemanden, keinen Menschen auf der Welt. Außer meinen Eltern natürlich.

Das Vernünftigste wäre wohl, mit dem Bus nach Hause zu fahren. Ich könnte sagen, ich hätte einen Ausflug gemacht, eine Freundin besucht. Oder den Arzt, ja, das wäre eine Möglichkeit. Ich habe den Arzt aufgesucht, weil mir nicht gut war.

Ich komme heim und weiß nichts von Vater. Man wird über mich herfallen, warum ich ihn allein gelassen habe. Ich könnte mir irgendeine Ausrede einfallen lassen. Nichts leichter als das.

Vater!

Was ist mit ihm? Konnte man ihm rechtzeitig zu Hilfe kommen?

Mit aller Macht fallen die Bilder der vergangenen Stunden über mich her. Nun sind sie da, ich kann sie nicht länger beiseite drängen. Und auch nicht meine kopflose Flucht!

All das überflutet mich geradezu. Ich sehe wieder Vaters erhobene Hände, höre sein krächzendes „helf mir, Jasmin!“

Es dröhnt mir durch den Schädel, ob ich will oder nicht. Ich sehe mich aus dem Hause gehen, die Straße entlang, Kilometer um Kilometer, ohne einen Gedanken im Kopf.

Ich sehe das alles im Geist vor mir, als würde ich eine Fremde beobachten. War das wirklich ich? Und warum habe ich das getan? Meinen Vater dort liegen lassen – am Boden, hilflos und allein

Panik kriecht in mir hoch, was um Gottes willen habe ich getan! Dann aber ist auch das Andere wieder da, seine gehässigen Worte „Hure BastardMade im Speck du bist nicht mein Kind"

Eine Gänsehaut kriecht meinen Rücken hoch. Böartiger alter Mann! Wie konntest du nur! Ich war die Einzige, die dich gepflegt hat, die Tag und Nacht bei dir gesessen hat, wenn du nicht allein sein wolltest, wenn du Angst vor deinen eigenen Gespenstern hattest

Ich unterdrücke mein Zittern.

Mir ist gar nicht gut. All das ist zuviel für mich. Und am schlimmsten ist diese Einsamkeit. Diese entsetzliche, verzweifelte Einsamkeit! Mir kommt die junge Frau in den Sinn, die unter die U-Bahn gestürzt ist. Es geht ganz schnell, man spürt kaum etwas

Da vorn ist eine U-Bahn-Station. Ich kann das Schild erkennen, die breiten Stufen in die Tiefe hinunter.

Nein, natürlich will ich mich nicht vor einen Zug werfen, um Gottes willen. Schon der Gedanke flößt mir Grauen ein. Aber ich könnte mit der U-Bahn in die Stadt zurück fahren, eine Bus-Haltestelle kann ich weit und breit nicht entdecken, einen Taxistand auch nicht.

Langsam gehe ich auf die U-Bahn-Station zu.

Ich hasse die Untergrundbahn.

Unbewegt sitze ich im Zug unbewegten Gesichtern gegenüber. Niemand hat einen Blick für den anderen. Kein Gruß, kein Lächeln. Jeder Mensch eine Insel für sich. Das Sitzen tut gut, mein Rücken schmerzt, meine Beine ebenfalls, die Knöchel und Füße sind geschwollen. Was für eine Last ist so ein Kind!

Endlich am Ziel.

Ich muss recht hilfsbedürftig aussehen, eine starke Hand hilft mir aus dem Zug. Ich fühle mich wirklich elend und schwach. Außerdem spüre ich jetzt einen Druck in der Brust, und mein Herz hämmert laut. Ich schleppe mich bis zur Rolltreppe, fast wäre ich gestolpert und lang auf die Fliesen geschlagen.

Ich werde von der Rolltreppe nach oben getragen, vorbei an Reklame für Badeanzüge, Blusen und Shorts. Fast hänge ich über dem ebenfalls hochgleitenden schwarzen Handlauf.

Und plötzlich weiß ich es: Irgend etwas wird passieren. Irgend etwas Furchtbares wird mir zustoßen, während die Leute hinauf und hinunter gleiten, ohne mich auch nur zu beachten.

Fühlt sich so ein Herzanfall an? Ist das die Strafe für mich? Für meine feige Flucht?

Panik überfällt mich. Ich habe das Gefühl, jeden Augenblick könnte mein Herz aufhören zu schlagen. Oder gar explodieren. Ich möchte schreien, um Hilfe rufen. Ein Albtraum ist das!

Ich kriege einen Herzanfall, ganz sicher. Ich wage es nicht, die Frau zwei Stufen vor mir beim Mantel zu packen. Man berührt Fremde nicht. Aber dann tue ich es doch, ganz leicht nur.

„Helfen Sie mir,“ sage ich. Es kommt nur als Flüstern heraus, die Frau vor mir hört und spürt nichts. Mein Herz hämmert. Mein Mund ist ausgetrocknet, die Beine wollen mich kaum noch tragen.

Oben angekommen, taumle ich ein paar Schritte voran, fange mich wieder. Wenn ich doch einen Schluck Wasser hätte, mich irgendwo hinsetzen könnte. Ganz langsam gehe ich ein Stück, einen Fuß vor den anderen setzend, Schritt für Schritt. Nur ruhig, ruhig, und gleichmäßig atmen. Mein Herz beruhigt sich. Gott sei Dank, dieser unheimliche Anfall ist vorbei gegangen.

In einem kleinen Hotel am Markt nehme ich mir ein Zimmer. Angezogen falle ich aufs Bett. Dort bleibe ich liegen ohne mich zu rühren. Noch einmal erlebe ich meine Todesangst im Geist, spüre die panische Verlorenheit und Verlassenheit inmitten fremder, gleichgültiger Menschen. Ich liege still da, im Zimmer ist es dunkel. Fremde und ungewohnte Geräusch auf den Fluren. Autos rauschen draußen vorbei.

Mein ganzer Körper scheint zu schmerzen, ist bleischwer. So wie mein Kopf und die Gedanken darin. Ich bin seelisch und körperlich völlig erschöpft, nicht schlafend und nicht wach, herum irrend in den sonderbaren Grenzfeldern meines Bewusstseins.

Trotz dieser grenzenlosen Erschöpfung und der vertrauten Beschwerden spüre ich auf einmal auch einen anderen Schmerz, ein seltsames, forderndes Ziehen, das vorhin noch nicht da war.

Und obwohl mir dieser neue Schmerz ganz fremd ist, taucht doch aus irgend einem dunklen Eckchen meines Hirns eine klare Erkenntnis auf. Ich weiß, was das ist. Mein Kind!

Es will mir sagen, dass es bereit ist. Bereit, an einem neuen grauroten Morgen das Licht der Welt zu erblicken.

Der Geburtstag meines Kindes wird also gleichzeitig der Todestag meines Vaters sein.